

»OPERATION MITTEN IM BALLSAAL«

DIE PARISER FRIEDENSKONFERENZ 1919 ALS
KRISE DER POLITISCHEN KOMMUNIKATION

≡ Jörn Leonhard

Im Januar 1919 schien Paris dem jungen britischen Diplomaten Harold Nicolson wie eine »noch vom Nervenschock befallene Hauptstadt«. Das Gewimmel an Menschen, das Nebeneinander von Erwartungen, Nachrichten und Gerüchten bedeuteten für ihn von Anfang an eine enorme physische und psychische Herausforderung. Paris, so schien es Nicolson, »verlor für die Dauer dieser paar Wochen seine Seele. Das Gehirn von Paris, dieses glorreiche Produkt westlicher Zivilisation, hörte auf zu funktionieren. Die Nerven von Paris schrillten misstönend durch die Luft.« Schon bald empfand er die Größe der Stadt, die Theater, Konzerte und Museen, den Verkehr und ein hoch nervöses Publikum als Hindernis für die notwendige Konzentration, die doch alle brauchten, um sich der Architektur des Friedens widmen zu können: »Wir kamen uns vor wie Chirurgen, die eine Operation mitten im Ballsaal vornehmen sollten, mit allen Tanten und Anverwandten des Patienten ringsherum.«¹

Den Zeitgenossen war bewusst, wie schwer es werden würde, nach diesem totalisierten Krieg und seinen Millionen von Opfern einen Frieden zu schließen. Denn je mehr Opfer der Krieg gefordert hatte, desto weniger kam für die beteiligten Staaten ein Kompromissfrieden infrage, und desto mehr konzentrierten sie sich auf einen Sieg, der in seinen Bedingungen alle zurückliegenden Opfer rechtfertigen musste. Dieser Mechanismus setzte sich fort, bis eine Seite unter der anhaltenden Belastung zusammenbrechen sollte – aber bis in den Spätsommer 1918 blieb für die meisten offen, wer das am Ende sein würde. Anfang 1918 erkannte der französische Kriegspremier Georges Clemenceau, wie eng Sieg und Niederlage nebeneinanderliegen würden. In dieser Situation werde derjenige siegen, der für kurze Frist noch einmal alle moralischen Kräfte mobilisieren könne: »Der Sieger ist derjenige, der es schafft, eine viertel Stunde länger als der Gegner zu glauben, dass er nicht besiegt wurde.«²

Als der Krieg dann tatsächlich endete, offenbarte sich ab Januar 1919 wie unter einem Brennglas, worin sich der Friedensschluss nach diesem Weltkrieg von anderen neuzeitlichen Friedenskonferenzen in der Tradition von

1 Harold Nicolson, Friedensmacher 1919, Berlin 1934, Eintragung vom 14. Januar 1919, S. 76–79; Ferdinand Czernin, Die Friedensstifter. Männer und Mächte um den Versailler Vertrag, Bern 1968, S. 84; Jörn Leonhard, Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923, München 2018, S. 652–653.

2 Georges Clemenceau, Rede vom 8. März 1918, zit. nach Michel Winock, Clemenceau, Paris 2007, S. 431; Jörn Leonhard, Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014, S. 864.

Münster und Osnabrück 1648 oder Wien 1814/15 unterscheiden würde. Das begann bereits mit der schier unerschöpflichen Zahl von Teilnehmern, Agenden und Aufgaben. Ein Zentrum der Welt war Paris im Frühjahr und Sommer 1919 nicht allein wegen der geografischen Agenda, die von Samoa, Schantung und Ostafrika über Mossul, Albanien und Teschen bis nach Eupen-Malmedy und Danzig reichte. An der Konferenz nahmen mehr als zwei Dutzend offizielle Delegationen aus unabhängigen Staaten sowie den britischen Dominions Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika teil, dazu Abordnungen aus Indien und Ägypten ohne offiziellen Status. Insgesamt bildete die Konferenz mit etwa 10.000 Personen – Delegierte, Assistenten, Berater, Experten und Hunderte von Journalisten aus der ganzen Welt – einen eigenen Mikrokosmos. Allein am Gesamtplenar, das auf Vorschlag des amerikanischen Präsidenten den französischen Premierminister Georges Clemenceau zum Vorsitzenden wählte, und den 58 Ausschüssen nahmen bis zu eintausend Mitglieder teil. Hinzu kam – weit über den engeren Kreis der offiziellen Delegierten hinaus – eine internationale Öffentlichkeit, die 1919 in Paris etwa den späteren Ho Chi Minh, William Du Bois oder Aga Khan III. umfasste.³ Aus dieser rein quantitativen Dimension entstand eine Dynamik, die etwas ganz anderes war als die souveräne Entscheidung souveräner Akteure, das Ergebnis einer geordneten Konferenz in der Tradition der klassischen Diplomatie. In Paris existierte eine globale Konferenzöffentlichkeit – ein Publikum aus offiziellen, halboffiziellen und nichtoffiziellen Teilnehmern, das die Erwartungen an die Konferenzergebnisse vervielfältigte und in die vielen Heimatgesellschaften zurück vermittelte, von denen wiederum die Reaktionen auf den Fortgang der Verhandlungen in Paris ankamen.⁴

Zur Vorbereitung auf die Friedenskonferenz hatten sich viele Delegationen an früheren Konferenzen orientiert. Im Gepäck der britischen Diplomaten fand sich nicht zufällig das 1918 erschienene Buch des Historikers Charles Webster über den Wiener Kongress, das der Autor als Warnung vor den Fehlern der Staatsmänner von 1814/15 verfasst hatte. Über einen entscheidenden Unterschied zwischen 1815 und 1919 machte sich Webster keine Illusion: Während in Wien nach dem Ende der antinapoleonischen Kriege alle wichtigen Akteure versammelt gewesen seien und die kaum überwindbaren geografischen Distanzen eine besondere Konzentration ermöglicht hätten, schien Paris 1919 permanent unter dem Eindruck von teils dramatischen Entwicklungen in anderen Krisenräumen zu stehen – so etwa mit Blick auf die Revolutionsexpansion der Bolschewiki mit Räterepubliken in Ungarn und München oder Aufstände gegen eine Fortsetzung von Kolonialpraktiken von Ägypten bis Korea.⁵

3 Vgl. Manfred Berg, Woodrow Wilson. Amerika und die Neuordnung der Welt, München 2017, S. 163; Eberhard Kolb, Der Frieden von Versailles, München 2011, S. 49–53; Margaret MacMillan, Die Friedensmacher. Wie der Versailler Vertrag die Welt veränderte, Berlin 2015 [engl. 2001], S. 533.

4 Vgl. Leonhard, Frieden, S. 655.

5 Siehe Charles Webster, The Congress of Vienna 1814–1815, London 1918.

Hatten die Diplomaten auf den großen Friedenskonferenzen von 1648 und 1815 noch darauf vertraut, Machtungleichgewichte durch territoriale Verschiebungen auszubalancieren und sie durch Dynastien sowie die revolutionsprophylaktische Wirkung des monarchischen Prinzips einzuhegen, traten in Paris Nationalstaat, Völkerbund und ein international abgesicherter Minderheitenschutz in den Vordergrund. Hatten die Monarchen 1814/15 darauf gesetzt, mit dem Wiener Kongress unter expliziter Einbeziehung Frankreichs die Epoche der Revolution abzuschließen und die postrevolutionäre französische Gesellschaft zu stabilisieren, setzte seit 1917 ein ganz eigener Rhythmus von Revolutionen und Gegenrevolutionen ein – er reichte über das Kriegsende im November 1918 und den Friedensschluss im Sommer 1919 hinaus und stellte die Ergebnisse des Friedens unter Vorbehalt.⁶ 1815 hatten die Diplomaten auf die prinzipielle Gleichrangigkeit souveräner Monarchien gesetzt und die Pentarchie als Mittel einer Machtbalance zwischen Großbritannien, Frankreich, Russland, Österreich und Preußen begriffen, um Hegemonialbestrebungen zu verhindern. Schließlich erschien ein restabliertes monarchisches Prinzip als das beste Mittel, um einen neuen großen Krieg zu verhindern und zugleich einer neuerlichen Revolution wie 1789 vorzubeugen.⁷

So vertraten die Staatsmänner und Diplomaten in Wien einen relativ begrenzten Regelungsanspruch, der sich primär auf Europa bezog und zu dem ein Instrumentarium aus diplomatischen Traditionen gehörte. Dazu zählte die Trennung zwischen Vorfrieden, Präliminarien und eigentlichem Friedenskongress. Das Jahr 1919 war demgegenüber durch globale Gestaltungsansprüche und eine extrem hohe Regelungsdichte der Friedensverträge gekennzeichnet, was deren Umfang und die vielen Details erklärt. Schließlich lag ein entscheidender Unterschied im Souveränitätskonzept, das 1815 noch monarchisch geprägt war und den prinzipiellen Verzicht auf Interventionen von außen enthielt. 1919 erwies sich, dass in der Berufung auf übergeordnete Sicherheitsprinzipien auch das Souveränitätsparadigma durchbrochen werden konnte. Das zeigte sich gegenüber Deutschland in der Reparationsfrage, im Anschlussverbot gegenüber Deutsch-Österreich, aber auch im Umgang mit dem Osmanischen Reich und in den Minderheiten-Schutzverträgen gegenüber den ostmittel- und südosteuropäischen Staaten.⁸

Doch der wichtigste Faktor, der Paris 1919 von früheren Konferenzen und Friedensschlüssen unterschied, verwies auf eine Krise der politischen Kommunikation infolge einer Praxis der Emotionalisierung von Politik und einer Symbolisierung von Schuld. Mehr als tausend Menschen waren am 28. Juni 1919 zur Unterzeichnung des Versailler Vertrags im Spiegelsaal des Königsschlusses anwesend, der in drei Zonen aufgeteilt war. An einem Ende

6 Vgl. Dieter Langewiesche, Kongress-Europa in global-historischer Perspektive, in: Zeitschrift für Weltgeschichte, Jg. 16 (2015), S. 11–30.

7 Vgl. Leonhard, Frieden, S. 1265 f.

8 Vgl. Reinhard Stauber, Innerstaatliche Ordnung und internationales System auf dem Wiener Kongress 1814/15, in: Der Staat, Beiheft 23: Verfassung und Völkerrecht in der Verfassungsgeschichte. Interdependenzen zwischen internationaler Ordnung und Verfassungsordnung, hg. v. Gabriele Schneider u. Thomas Simon, Berlin 2016, S. 79–99.

drängelten sich die Vertreter der internationalen Presse, die aus der Zeremonie einen globalen Medienmoment machen sollten; am anderen saßen zum letzten Mal die internationalen Delegationen. In der Mitte befand sich eine »hufeisenförmige Tafel« für die Repräsentanten der Entente und der Vereinigten Staaten – noch einmal die Hierarchie der Sieger betonend. Genau in der Mitte nahm der französische Premierminister Georges Clemenceau als Gastgeber und Vorsitzender der Friedenskonferenz Platz. Davor war, in den Worten Nicolsons, »wie eine Guillotine, der Tisch« platziert, »an dem die Unterzeichnung vor sich gehen soll[te]«. Der Effekt der Menge erinnerte Nicolson an die Spannung des Publikums vor einem Konzert.⁹

Vom Protokollchef der Friedenskonferenz, William Martin, wurden Hermann Müller und Johannes Bell schließlich zu ihren offiziellen Plätzen in einer Ecke des Saales geleitet. Die Vertreter des Deutschen Reiches nahmen zwischen den Delegierten Japans und Uruguays Platz. Selbst dieser kurze Moment des 28. Juni 1919 war bis an die Grenze des Absurden symbolisch aufgeladen. In seinen Erinnerungen berichtete Hermann Müller von französischen Zeitungsartikeln, die sich vor der Zeremonie in allen Details ausmalten, »die Unterschriften mit einem besonderen Federhalter vollziehen zu lassen, den die elsass-lothringischen Verbände Frankreichs und der französischen Kolonien gestiftet hätten«. Müller stellte seine Reaktion als symbolische Selbstbehauptung gegenüber einem letzten Versuch der Demütigung Deutschlands vor den Augen der Welt dar. So habe er seinen eigenen Füllfederhalter nach Versailles mitgebracht – anders als Johannes Bell, der »aus dem Hotel einen gewöhnlichen 5-Pfennig-Federhalter« mitgenommen habe, »den er in Zeitungspapier rollte und in seine Gehrocktasche steckte. Er zog ihn erst heraus, als wir aufgerufen wurden und damit unterzeichnete er.« Wie alle vorangegangenen direkten Treffen der Deutschen mit den Siegermächten war auch dieser Moment von der Nicht-Kommunikation geprägt, deren Konsequenz darin bestand, dass den geringsten Details und Gerüchten plötzlich eine enorme Bedeutung beigemessen wurde. Müllers Bericht beleuchtete diese Eigendynamik, die in vielen französischen Zeitungen wiedergegeben wurde – allerdings in karikaturistischer Weise. So druckte eine Pariser Zeitung eine Zeichnung mit der Unterschrift »Das letzte Manöver der Boches: Hermann Müller unterzeichnet mit Geheimtinte«¹⁰.

An diesem 28. Juni 1919 kam es im Spiegelsaal zu einer Szene, die exemplarisch für die emotionale Aufladung der Friedensordnung durch moralische Implikationen von Schuld und Verantwortung steht. Bevor man die deutsche Delegation in den Saal führte, wurden fünf in ihren Gesichtern schwer verkehrte französische Soldaten in der Nähe des Tisches platziert, an welchem die

9 Siehe Nicolson, Friedensmacher, Eintragung vom 28. Juni 1919, S. 350–352.

10 Hermann Müller, Die Unterzeichnung, in: Victor Schiff, So war es in Versailles. Mit Beiträgen von Otto Landsberg, Hermann Müller und Friedrich Stampfer, Berlin 1929, S. 135–143, hier S. 140; Leonhard, Frieden, S. 1026 f.

deutschen Politiker ohne jede Aussprache die Dokumente zu unterzeichnen hatten. Der französische Premier Clemenceau unterstrich diese Geste noch, indem er den »cinq gueules cassés« vor dem Eintritt der deutschen Delegation stumm die Hände schüttelte. Auf Tausenden von Bildpostkarten sollten die fünf Soldaten nach dem Friedensschluss zum Symbol der französischen Kriegsoffer werden – sie gaben durch ihre entstellten Physiognomien dem Krieg erst recht ein Gesicht und erhöhten dadurch stellvertretend sowohl das Gewicht der Schuldfrage als auch die Erwartungen an den Frieden.¹¹

Hatten die Friedensverträge nach 1648 und vor dem Hintergrund der frühneuzeitlichen Konfessions- und Bürgerkriege mit einer charakteristischen Oblivionsklausel die Idee eines »wohlätigen Vergessens« enthalten, so trat an dessen Stelle in Paris eine neuartige Inszenierungskultur.¹² Sie ging einher mit einer starken emotionalen Aufladung. Die prinzipielle Gleichrangigkeit der Akteure und die nach den Exzessen des 17. Jahrhunderts betonte Entkriminalisierung des Feindes, die Idee des »iustus hostis«, wurde verdrängt von der Vorstellung des Krieges als Verbrechen und Bruch moralischer Normen. Damit knüpfte man an die großen Hoffnungen an, mithilfe des internationalen Rechts eine universell gültige Friedensordnung auf der Basis rationaler Kriterien zu schaffen. Zumal, die alliierte Kriegspropaganda hatte den Weltkrieg als Konflikt um das Völkerrecht dargestellt, und entsprechend schien die Sprache des Rechts 1919 die einzig legitime Form für einen Friedensschluss, der etwas anderes sein sollte als das Ergebnis machtpolitischer Rivalität. Doch zugleich bot diese Sprache des Rechts eine eigene Grundlage für eine ausgesprochene Moralisierung der Politik. So wurden die Kategorien von Verbrechen, Schuld und Bestrafung Teil der Friedenspolitik von 1919. Ihre Wahrnehmung in der Öffentlichkeit verhinderte den unverstellten Blick auf sachliche Lösungen, wie sich zumal in der Reparationsfrage zeigte. Hier überlagerten sich politische und moralische Ökonomie, indem Schuld und Schulden immer wieder aufeinander bezogen wurden.

Und hier zeigte sich das Scharnier des Epochenjahres 1919, indem die Konferenz sich in vieler Hinsicht als ein Hybrid aus diplomatischen Traditionen seit dem 17. Jahrhundert und ganz neuen Bedingungen des 20. Jahrhunderts erwies. Mit formellen Einladungen, Konferenzsprachen, diplomatischem Zeremoniell, der Idee einer Präliminarkonferenz und selbst mit dem Genre der Historienmalerei lehnte man sich an historische Vorbilder an. Demgegenüber standen neuartige Regelungsansprüche und eine durch universelle Ermächtigungsformeln wie zumal der »self-determination« geschürte Dynamik globaler Erwartungen – vermittelt durch Hunderte von Journalisten und eine moderne Infrastruktur zur Übertragung von Nachrichten. Nachdem Paris im

11 Vgl. Stéphane Audoin-Rouzeau, Die Delegation der »Gueules cassées« in Versailles am 28. Juni 1919, in: Gerd Krumeich (Hg.), Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung, Essen 2001, S. 280–287; Verena Steller, Diplomatie von Angesicht zu Angesicht. Diplomatische Handlungsformen in den deutsch-französischen Beziehungen, Paderborn 2011, S. 464–465.

12 Vgl. Jörg Fisch, Krieg und Frieden im Friedensvertrag. Eine universalgeschichtliche Studie über Grundlagen und Formelemente des Friedensschlusses, Stuttgart 1979, S. 92–123.

Januar 1919 in der älteren Tradition einer Vorfriedenskonferenz begonnen hatte, blieb eine formale Einladung der Unterlegenen zu einem Friedenskongress aus. Der Übergang der Vorfriedenskonferenz zu einem Kongress unter Beteiligung der besiegten Staaten fand nicht statt – genau hier wurde letztlich politische Kommunikation verhindert, die ein Minimum an Vertrauen hätte schaffen können. Aus der langwierigen Klärung der Interessengegensätze zwischen den Siegern ging im Mai 1919 ein Definitivfriedensvertrag hervor, den man den Deutschen zusammen mit einem Ultimatum zur Unterzeichnung vorlegte. So schloss man die Besiegten von der politischen Kommunikation aus und räumte zugleich den emotionalen Inszenierungen enormes Gewicht ein. Das Ergebnis war eine charakteristische Spirale aus Demütigungsmomenten und Ehrverwahrungen, die in den Wochen zwischen Mai und Juni 1919 die kommunikative Kluft zwischen Siegern und Besiegten noch vertieften.¹³

Gerade hier werden die Probleme eines Friedensschlusses exemplarisch erkennbar: ein Nebeneinander von globalen Erwartungsüberschüssen, die Auflösung tradierter diplomatischer Formen und die strukturelle Überforderung aller Beteiligten durch eine Vielzahl von Problemen und Agenden. Nicht nur die Interessengegensätze zwischen den französischen, britischen, amerikanischen und italienischen Delegationen, sondern auch eine ausgesprochene Polykratie von Akteuren, Gremien und Entscheidungsebenen bei gleichzeitigem Fehlen klarer Prioritäten belasteten die Verhandlungen. Hinzu kam die Spannung zwischen der Nachfrage vieler anwesender Journalisten nach Informationen und der Notwendigkeit, zentrale Entscheidungsprozesse von der Öffentlichkeit abzuschirmen, um überhaupt zu Ergebnissen zu gelangen. Einerseits wandte man sich von überkommenen Formen der Kriegs- und Friedensdiplomatie ab: von der Unterscheidung zwischen Präliminar- und Definitivfrieden, vom Prinzip der Gleichrangigkeit unter Einbeziehung der Unterlegenen, den mündlichen Verhandlungen mit den besiegten Mächten und dem Einsatz diplomatischer Unterhändler und Mittelsmänner. Doch als die Staats- und Regierungschefs mit den Problemen einer riesigen Konferenz, mit der Hierarchie von Teilnehmern, den Erwartungen von Presse und Öffentlichkeit sowie der bewussten Instrumentalisierung von Nachrichten konfrontiert waren, griffen die Hauptakteure andererseits auf die Mittel der Geheimdiplomatie zurück, indem sie mit dem Rat der Vier – dem amerikanischen Präsidenten sowie den Regierungschefs der Entente aus Paris, London und Rom – einen neuen Arkanbereich schufen.¹⁴

Diese Isolation des Konferenzkerns, dabei vor allem der bewusste Ausschluss der Besiegten, beschränkte die Kommunikation über den Frieden auf das Gespräch der anwesenden Sieger. Wo es aber keine direkte

¹³ Vgl. Leonhard, Frieden, S. 1266 f.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 1047.

Kommunikation gab, konnten jedes Gerücht und jede Geste mit enormen Affekten aufgeladen, von den Medien aufgegriffen und multipliziert werden. Im Ergebnis zeigte sich eine bemerkenswerte Parallele zur Kommunikationsgeschichte des Sommers 1914 vor Ausbruch des Krieges: Die Mechanismen der gegenseitigen Wahrnehmung und die besonderen Kommunikationsbedingungen brachten ihre eigenen Wirklichkeiten hervor. So reduzierte sich das Möglichkeitswissen, also die Fähigkeit, die Handlungslogik der Gegenseite zu verstehen oder sich zumindest zeitweise in sie hineinzusetzen. Während die meisten deutschen Politiker und Diplomaten die strukturelle Schwäche der französischen Seite als Folge der anhaltenden Verwundbarkeit ignorierten, unterschätzte die französische Führung die permanente innenpolitische Belastung der neu gegründeten deutschen Republik.¹⁵

Der Soziologe Niklas Luhmann hat in seinen Arbeiten die grundlegende Bedeutung von personaler Interaktion als Kommunikation unter Anwesenden herausgearbeitet. Danach geht von dieser direkten und konkreten Interaktion eine spezifische Sozialisierung von Akteuren aus: Die Erfahrung, durch Kommunikation an sozialen Gefügen teilzuhaben, ermöglicht demnach, eine Distanz zur eigenen Rolle zu entwickeln und sich zumindest teilweise in die Position des Gegenübers einzufühlen. Eine solche Empathiefähigkeit vermag einer sich gegenseitig verstärkenden Dynamik von Fremd- und Selbstbildern etwas entgegenzusetzen.¹⁶ Genau der Mangel an Empathie machte es in der historischen Situation der Friedenskonferenz unmöglich, den Zirkel der sich gegenseitig verstärkenden Wahrnehmungsmuster zu durchbrechen – das verband das Frühjahr 1919 mit dem Sommer 1914. Einen entscheidenden Unterschied gab es jedoch: die Asymmetrie zwischen Siegern und Besiegten, die wie ein Leitmotiv alle symbolischen Momente vom 11. November 1918 bis zum 28. Juni 1919 miteinander verknüpfte.

Schließlich kollidierte in Paris nicht zuletzt die Vorstellung großer politischer Autonomie der Friedensmacher mit einer sehr eingeschränkten konkreten Handlungsfreiheit. Als die Pariser Friedenskonferenz im Januar 1919 eröffnet wurde, unterstellten die meisten Zeitgenossen den versammelten Staatsmännern, Politikern, Diplomaten und Experten eine enorme Entscheidungsmacht, aus der eine neue Friedensarchitektur hervorgehen sollte. Doch schon diese Vorstellung enthielt ein Element der Überforderung. Der Weltmoment im Frühjahr 1919 war Ausdruck der vielen Projektionen, mit denen Menschen aus der ganzen Welt nach Paris gekommen waren oder an denen sie durch die Massenmedien teilhatten. Dazu kam der globale November 1918, der Zusammenbruch der alten Imperien und Militärmonarchien in Berlin und Wien sowie die Person Woodrow Wilsons, dessen euphorischer Empfang in Europa

¹⁵ Vgl. ebd., S. 1047f.

¹⁶ Vgl. Niklas Luhmann, Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a. M. 1984, S. 560–573; Ders., Die Gesellschaft der Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1998, S. 814–816.



seine Rolle als Verkörperung neuer Prinzipien unterstrich. Doch die auf ihn gerichteten Erwartungen bedeuteten auch eine Belastung.

Die Begrenzung der Handlungsbedingungen wirkte sich auch innenpolitisch auf die bereits durchgeführten oder die nach der Konferenz bevorstehenden Wahlen im Zeichen eines vielerorts demokratisierten Wahlrechts aus. Sie wurden zu regelrechten Plebisziten über die Ergebnisse des Friedens. Sie galten aber auch international durch eine Praxis vollendeter Tatsachen, rivalisierender Interessen und enttäuschter Hoffnungen. Bereits sechs Tage nach dem Beginn der Friedenskonferenz betonte Woodrow Wilson am 24. Januar im Plenum der Konferenz, wie tief beunruhigt er über die Praxis sei, gewaltsam vollendete Tatsachen zu schaffen und sich in den Besitz von Gebieten zu bringen, »deren rechtmäßige Inhaber von der Friedenskonferenz bestimmt werden sollten«. Er warnte, dass »durch Gewalt erzwungener Besitz ernstlich die Ansprüche jener schädigt, die solche Mittel anwenden«. Auch der britische Premier Lloyd George stand immer wieder unter dem Eindruck der fortwährenden Kämpfe um die Beute des Krieges. Während man in Paris berate, liefen andauernd Berichte »über bewaffnete Auseinandersetzungen in allen Teilen des ausgedehnten Kriegsschauplatzes vom Pazifik bis zum Schwarzen Meer und zur Ostsee, von den vereisten Flüssen Sibiriens bis zu den sonnigen Küsten der Adria« ein. Gerade der Kampf um das Erbe des Zarenreiches und der Habsburgermonarchie erwies sich als enorme Belastung für die Friedensbemühungen. Im Rückblick erschienen Lloyd George

diese Gebiete wie »Mangrovensümpfe, in denen die völkischen Wurzeln so ineinander verstrickt waren, dass sich kein Friedensmacher in ihnen bewegen konnte, ohne sich zu verfangen«¹⁷.

Trotz aller Widersprüche und Schwächen des Friedensvertrags und trotz der emotionalen Verbitterung, die den Weg nach Versailles kennzeichnete, gelang in Paris am Ende ein Friedensschluss. Angesichts der Erbschaften des Krieges, der Überlastung mit widerstreitenden Erwartungen und der vielen globalen Krisenmomente im Frühjahr 1919 war das alles andere als selbstverständlich. Immer wieder hatte die Konferenz kurz vor dem Scheitern gestanden. Doch der Friedensvertrag war eben nicht mit Frieden gleichzusetzen – und hier liegt eine entscheidende Problematik, die weit über 1919 hinaus auf Probleme von Friedensschlüssen in der Gegenwart verweist: Ein Friedensvertrag markiert immer nur den Beginn eines langen Prozesses, aber er kann nicht das Ende der Suche nach einer Nachkriegsordnung sein.

Einen Tag nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrags zog der spätere Premierminister Südafrikas, Jan Smuts – eine der prägenden Figuren der Pariser Friedenskonferenz –, in einem Artikel für die *New York Times* Bilanz und kritisierte die seiner Ansicht nach zu harschen Vertragsbedingungen für Deutschland. Vor allem hob er hervor, dass jener 28. Juni 1919 nur der Beginn eines langen und mühsamen Prozesses sein könne: »Die eigentliche Arbeit am Frieden wird erst beginnen, nachdem dieser Vertrag unterschrieben worden ist und ein definitives Ende der zerstörerischen Leidenschaften gesetzt ist, die Europa fast fünf Jahre lang heimgesucht haben.« In der Unterzeichnungszeremonie erblickte er lediglich ein formelles Ende des Krieges. Es war mit anderen Worten der Anfang eines komplizierten und langwierigen Prozesses, und es würde darauf ankommen, wie eine neue Generation von Politikern und Diplomaten diese Rahmenbedingungen konkret ausfüllen und an sich wandelnde Bedingungen anpassen würde.¹⁸

17 David Lloyd George, *The Truth about the Peace Treaties*, 2 Bde., London 1938, hier Bd. 1, S. 307; Czernin, S. 193f.

18 Siehe o.V., Smuts Calls Peace terms too Harsh, in: *New York Times*, 30.06.1919; vgl. William Mulligan, *The Great War for Peace*, New Haven (Conn.) 2014, S. 300f.; Leonhard, *Frieden*, S. 1049f.



Prof. Dr. Jörn Leonhard, geb. 1967, ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte Westeuropas am Historischen Seminar der Universität Freiburg. Seine wichtigsten Publikationen: »Liberalismus – Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters« (München 2001); »Bellizismus und Nation. Kriegsdeutung und Nationsbestimmung in Europa und den Vereinigten Staaten 1750–1914« (München 2008); »Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert« (gemeinsam mit Ulrike von Hirschhausen, 2. Aufl. Göttingen 2010); »Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs« (5. Aufl. München 2014) sowie die aktuelle Publikation »Der überforderte Frieden – Versailles und die Welt 1918–1923« (München 2018).